

HERDER KORRESPONDENZ

Monatshefte für Gesellschaft und Religion 62. Jahrgang Heft 9 September 2008

Weniger ist gerade in der Seelsorge oft mehr.

Medard Kehl

Differenzierte Pastoral

Nun neigt sich auch dieses Gedenkjahr dem Ende entgegen. Man hat angemessen gedacht, zurückgeblickt und gelegentlich geradezu wollüstig die alten Schlachten geschlagen, Nachhutgefechte. „1968“ erregt auch nach 40 Jahren die Gemüter. Im Feuilleton stritten schon die Kinder und Enkel mit. So sah sich mancher versucht, rückblickend die eigene Rolle zu korrigieren oder im Nachhinein noch die Seite zu wechseln. Andere stehen offenkundig immer noch unter dem Zwang, offene Rechnungen zu begleichen, die 68er-Bewegung für alle Übel dieser Welt verantwortlich zu machen. So sah sich der „Der Spiegel“ gar genötigt, auf dem Titel um Gnade für die 68er zu bitten.

Und die Kirchen waren dabei, damals wie heute, die evangelische etwas anders als die katholische (vgl. HK, Juni 2008, 281ff.). Fraglos war es, wenngleich eher intern, aber auch für die katholische Kirche eine hoch bewegte Zeit, rund um das Jahr 68. Gründlich ist die katholische Welt damals aus den Fugen geraten. Richtungskämpfe wurden gefochten quer durch Gemeinden und theologische Fakultäten, durch Laienverbände und Klerus, nicht zuletzt auch im Episkopat: „links“ gegen „rechts“, progressiv gegen konservativ, Konzilsbewegte gegen Traditionalisten. Und auch damals schon stritt man heftig über die gefährliche „Milieuerengung“ einer durch und durch verbürgerlichten Kirche.

Ein Höhepunkt dieses katholischen 68 und zugleich so etwas wie sein Forum war der Katholikentag in Essen im Frühherbst des Revolutionsjahres. Von dort kam vor allem der entscheidende Anstoß, führte ein breiter Weg von Essen nach Würzburg. Die „Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland“ ist Jahrgang 68. Was die deutsche Ortskirche in Würzburg unternahm, um dem Geist des Kon-

zils auch hierzulande weit die Fenster zu öffnen, war einzigartig. Ein herausragendes Ereignis in der neueren deutschen Kirchengeschichte – trotz aller Enttäuschung und Unzufriedenheit, die diese Synode ihren Müttern und Vätern in den Jahren danach noch bereiten sollte.

Würzburg war gestern

Der Rückblick auf diese bewegte Zeit bis zum Abschluss der Synode im Jahr 1975 zeigt aber ebenso unmissverständlich: Würzburg, seine Vorgeschichte, die Synode selbst und das Ringen um die „Nachhaltigkeit“ ihrer Beschlüsse – all das war gestern. Junge Theologiestudierende beispielsweise wissen heute oft nichts mehr vom „deutschen Konzil“. Jüngere Kleriker oder Laientheologinnen werden in den 18 Beschlüssen der Synode, die sich fast alle Bereiche des kirchlichen Lebens annahmen, kaum noch Anregung oder Begleitung für ihre tägliche Arbeit suchen.

Im Gegenteil, wer heute an Würzburg allzu offensiv erinnert, gerät rasch unter Verdacht, im Fragen und Denken von Vorgestern verhaftet zu sein. Den besonders traditionsbewussten Kreisen gilt die Synode ohnehin als entscheidender Markstein auf dem Weg der deutschen Ortskirche von Rom weg in die Verirrung, als vorzüglicher Ausdruck einer in Strukturfragen gefangenen, geistlich aber verödeten und überdies weltkirchlich isolierten Kirche.

Dagegen fragen sich viele der Dabeigewesenen und manche von ihren etwas geschichtssensibleren Kinder und Enkel, was aus der *Aufbruchstimmung* der damaligen Zeit geworden ist, in

der man sich so hoffnungsvoll der „Welt“ zuwandte. Erleben wir derzeit nicht eher ängstliche Selbstbeschränkung auf die eigenen Kreise, den Rückzug in die Innerlichkeit?

Ein bisschen „68“, etwas Würzburg und auch die Reminiszenz der Aufbruchstimmung dieser Jahre werden wohl die Idee für ein „Pastorales Zukunftsgespräch“ beflügelt haben. Eine Idee, geboren in den Reihen des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, rund um den Ulmer Katholikentag 2004. Dabei hat wohl niemand an eine direkte Neuauflage der Gemeinsamen Synode gedacht – schon des immensen Aufwands wegen nicht. Unvorstellbar, heute die Unterstützung der Bischofskonferenz für ein solches Unterfangen gewinnen zu können.

Ein neuer Stil des Miteinander-Umgehens

Sinn und Zweck eines solchen „Pastoralen Zukunftsgesprächs“ aber scheinen umso plausibler: Ein offenes Forum, das, hier ähnlich Würzburg, alle an einen Tisch bringt, um die gewaltige Aufgabe gemeinsam schultern zu können. In seiner Schlussansprache im November 1975 hatte Kardinal Julius Döpfner resümiert, die Synode stehe für einen neuen Stil des Miteinander-Redens und Miteinander-Umgehens zwischen Bischöfen, Priestern und Laien, der hoffentlich Schule mache auf allen Ebenen der Kirche. Im Geist dieses Miteinander-Redens und Miteinander-Umgehens ließen sich vielleicht auch heute die immensen pastoralen Aufgaben leichter lösen.

Denn hinter der Idee zu einem solchen Gespräch stehen auch schlechte Erfahrungen: In einigen Diözesen hätten die fraglos notwendigen Umbauarbeiten und Umstrukturierungsprozesse durchaus mit mehr Beteiligung etwa der Laiengremien geschehen können; oft wurde man vor vollendete Tatsachen gestellt. Sollte aber nicht gerade in dieser schwierigen Situation der Leitsatz gelten, dass was alle angeht, auch von allen zumindest besprochen werden soll? Und dient es wirklich zum Besten, wenn jede Diözese (nach eigenem Gutdünken) für sich nur die eigenen Probleme zu lösen sucht?

Vor allem aber ist über die vielen Umstrukturierungsmaßnahmen doch reichlich Unmut und Verunsicherung im Kirchenvolk entstanden. Verdacht und Vorwurf stehen im Raum, dass es zu viel um *Mangelverwaltung*, zuviel um Organisation und zu wenig um Vision geht, nur Verwaltung des Niedergangs, von missionarischem Aufbruch keine Spur. Wird Pastoral nicht nur noch mit Blick auf die noch vorhandenen Priester und die noch zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel geplant, die Prioritäten von Haushältern gesetzt, die sich von hoch bezahlten Unternehmensberatern sekundieren lassen? Für viele im Kirchenvolk ist über die jahrelangen innerkirchlichen Strukturdebatten unklar geworden, welchem Ziel überhaupt die neu geschaffenen Strukturen dienen sollen. Und gleichzeitig wird oft im pastoralen Alltagsgeschäft versucht, Business as usual zu betreiben, mit (sakramentaler) Versorgung aller, die zumindest standesamtlich dazugehören.

Wie tragfähig sind die viel beschworenen „Aufbrüche“, wenn sie nur von oben, von den Bistumsleitungen angestoßen wurden, erdacht in diözesanen Planungsstäben, nicht in den Gemeinden? Aber Unmut und Ärger haben sich nicht nur an der Basis angestaut: Beißen sich doch auch die geschmähten Planungsstäbe und Kirchenleitungen am Kirchturmdenken oder an gleichermaßen priesterfixierten Gemeinden die Zähne aus, scheitern sie immer wieder an eifersüchtiger Besitzstandswahrung. Auf allen Ebenen also zu viel „Selbsterhaltungsbetrieb“, wie es der Erfurter Bischof *Joachim Wanke* treffend formulierte. Unter dem bezeichnenden Motto „Mehr als Strukturen“ haben die Bischöfe bei einem Studientag im letzten Jahr versucht, Zwischenbilanz über die bisherigen Umbauarbeiten zu ziehen.

Sollten das vielfache Unbehagen über den bisherigen Verlauf der Reformprozesse und unzählige offene Fragen nicht Anlass und Grund genug sein für ein „Pastorales Zukunftsgespräch“? Könnte nicht im Geist des fairen Miteinander-Redens und Miteinander-Umgehens vor allem die so viel beschworene „Aufbruchstimmung“ tatsächlich entstehen, ein bisschen zumindest? Motiviert auch durch den offenen Austausch vieler Beispiele landauf, landab, wo Pastoral noch oder wieder funktioniert, wo auch erfolgreich experimentiert, etwas Neues riskiert, Kirche wieder attraktiv wird.

Der hilfreiche Blick von außen

Bislang konnte die Bischofskonferenz als Ganze von Sinn und Zweck eines solchen „Pastoralen Zukunftsgesprächs“ (noch) nicht überzeugt werden, wobei einzelne Bischöfe mit der Idee durchaus sympathisieren. Bei anderen überwog offenbar die Sorge, die im eigenen Bistum geltenden strukturellen und pastoralen Zukunftsplanungen könnten durch ein solches landesweites „Pastorales Zukunftsgespräch“ gestört, gar entwertet werden. Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken sollte aber dranbleiben. Denn auf der potenziellen Agenda dieses Zukunftsgesprächs stünde auch noch die so genannte Sinus-Milieustudie, die die Bischofskonferenz über ihre Beratungsfirma MDG und die Katholische Sozialethische Arbeitsstelle in Hamm beim renommierten Marktforschungsinstitut Sinus-Sociovision in Auftrag gegeben hat.

Es standen seinerzeit viele parat, die Bedeutung dieser Studie herunterzureden, die Ergebnisse zu verharmlosen oder zu bestreiten, als sie nach einigem Hin und Her schließlich doch Anfang des Jahres 2006 veröffentlicht worden war. Und zu Recht gab es einiges zu kritisieren, an der Studie selbst wie am Umgang mit ihr.

So waren die Ergebnisse – sieht man einmal von dem ebenso originellen wie fremden methodischen Instrumentarium der Marktforscher ab – vielleicht wirklich nicht überraschend, vor allem war die Diagnose einer „erheblichen Milieuerengung“ der Kirche nicht neu (vgl. HK, April 2006, 173ff., und September 2006, 450ff.) Demnach ist die Kirche in der Wahrnehmung

der Bevölkerung offenbar nur noch in drei von zehn untersuchten so genannten „Milieus“ repräsentiert. In allen anderen begegnet ihr mehr oder minder Ablehnung oder Desinteresse. Zwei der Milieus, in denen Kirche noch präsent ist, sind dabei auch noch, was ihre Zusammensetzung angeht, die „ältesten“; im anderen sind auch schon massive Erosions-Erscheinungen und ein reichlich selektiver Umgang mit Kirche und ihren Themen erkennbar. In den gesellschaftlichen Leitmilieus aber fehlt jede kirchliche Spur.

Die Studie hat wichtige Diskussionsprozesse ausgelöst, auch wenn, nicht zuletzt von den Autoren selbst, gelegentlich vielleicht zu rasch pastorale Schlüsse aus der Analyse gezogen wurden, das „Milieu-Handbuch“ als pastorales Rezeptbuch missverstanden wurde. Auch mahnte man beispielsweise aus den Reihen der systematischen Theologen nicht ohne Grund, die Ergebnisse der Studie müssten in jedem Fall zur Kenntnis genommen werden, sie seien aber zu konfrontieren mit den kommunikativen Leitbildern von Kirche und Evangelium und sollten sich durch diese gerade herausfordern lassen: nämlich die milieuspezifische Fragmentierung der eigenen Botschaft zu übersteigen hin zu einer Universalität, zu der gerade auch die Perforation von geschlossenen oder sich abschließenden Milieus gehöre (*Klaus Müller*).

Der fremde Blick von außen auf die nach Lebensstil differenzierten Milieus hat in jedem Fall viele Fragen aufgeworfen; es gibt viele Gründe, warum die Studie nicht zu schnell in der sprichwörtlichen Schublade verschwinden darf: Sind wir Kirche für alle Milieus, und finden wir alle Milieus in der Kirche? Nicht nur die Gemeinden müssen sich fragen lassen, welche Milieus bei ihnen vorkommen. Wie viele unterschiedliche Formen, Stile, Kulturen und Sprachen halten wir in der Kirche aus? Wie können die bislang unterrepräsentierten „Postmateriellen“ und „Modernen Performer“, vor allem aber auch die Unterschicht-Milieus der „Konsum-Materialisten“ und „Hedonisten“ in Gemeinden und Bildungshäusern vorkommen, und zwar nicht nur als Objekte pastoralen Tuns, sondern als gemeindliche Subjekte mit eigener Lebenserfahrung und eigenem Lebensstil? Und wenn Kirche Profil zeigen wolle, wie ihr schließlich ja immerzu geraten werde, so fragt der Religionssoziologe *Michael N. Ebertz*, gewinnt sie an Attraktivität nur in einigen Milieusegmenten, während sie in anderen verliert? Kann Kirche ihr Profil ausdifferenzieren und diversifizieren, ohne an Profil zu verlieren?

Um die angestoßene Diskussion weiterzuführen, hat der Arbeitskreis „Pastorale Grundfragen“ im Zentralkomitee der deutschen Katholiken im Kontext des Osnabrücker Katholikentages einen Sammelband herausgegeben, einen Überblick zur Rezeption der Studie in Gemeinden, Verbänden, anderen kirchlichen Einrichtungen (*Michael N. Ebertz* und *Hans Georg Hunstig* [Hg.] „Hinaus ins Weite. Gehversuche einer milieusensiblen Kirche“, Würzburg 2008). Dabei ist beeindruckend, wie sich die so ge-

nannte Basis der Sache angenommen hat; der Band soll zu weiteren Bemühungen ermutigen. Zwanzig Projekte werden vorgestellt: Von der Motorrad-Frauenwallfahrt für Postmaterielle und Experimentalisten bis zum Dekanat, das sich einmal ehrlich gefragt hat, wie Erstkommunionkatechese aussehen könnte, die auch Familien aus dem Milieu der „Konsum-Materialisten“ gerecht wird. Selbstverständlich lassen die Beispiele aus der Praxis auch trotz eines gelegentlich nahezu euphorischen Tons erkennen, wie schwer die Überschreitung von Milieugrenzen ist.

Lust auf Leute, die anders sind

Matthias Sellmann, Mitarbeiter der Katholischen Sozialethischen Arbeitsstelle und mit einem Kollegen nach eigenen Angaben bislang zu etwa 400 Veranstaltungen zur Sinus-Studie eingeladen, berichtet in „Hinaus ins Weite“ von einem Studientag in einer Gemeinde. In der Abschlussrunde erklärte dort eine Teilnehmerin: „Ich habe endlich wieder Lust auf Leute, die anders sind als wir. Und ich bin motiviert, an einer Kirche mitzuarbeiten, die wieder Lust hat auf Leute, die anders sind.“ Das klingt fast schon nach der Aufbruchstimmung der Synodenmütter und -väter, nach der Begeisterung, mit der man sich seinerzeit der Welt zuwandte, das Kreisen um sich selbst durchbrechen wollte. Für Sellmann steht diese Aussage repräsentativ für diejenigen, die sich ernsthaft mit den Inhalten des „Milieuhandbuchs“ beschäftigt haben.

Die heute so inflationären Appelle zum missionarischen Aufbruch im Missionsland Deutschland bleiben blutleer ohne diese „Lust“, hinter der doch die Überzeugung oder zumindest die Hoffnung steht, suchende und religiös-neugierige Menschen für die christliche Botschaft überhaupt gewinnen zu können – die „Postmateriellen“, die „Experimentalisten“ und „Hedonisten“ – so schwer dies gerade bei Letzteren sein mag.

Enttäuscht über das zumindest vorläufige bischöfliche Nein zum „Pastoralen Zukunftsgespräch“ und zugleich positiv grundgestimmt im Sinus-Studien-Diskussionsprozess hat das Zentralkomitee der deutschen Katholiken kurz vor dem Katholikentag eine Erklärung veröffentlicht: „Für eine Pastoral der Weite“, ein Aufruf zu einer „leidenschaftlichen Grundsatzdebatte“ über eine zeitgemäße und damit differenzierende Pastoral, ein Appell, die umgebauten oder noch umzubauenden Seelsorgestrukturen auf ihre „Milieusensibilität“ zu überprüfen.

Solche milieusensible Pastoral brauche, so heißt es in der Erklärung nahezu poetisch: „Amateure“, also Menschen, die im Wortsinn mit Liebe bei der Sache sind; „Pfadfinder“, die Zugangswege zu neuen Adressaten erkunden; „Brückenbauer“, die unterschiedliche pastorale Maßnahmen miteinander verbinden und „Experten“, die unterstützend, beratend und begleitend Kontinuität, Erfahrung, Kritik und Professionalität einbringen. In einem „Pastoralen Zukunftsgespräch“ könnten sich diese dann bestens austauschen – im Geist eines neuen Miteinander-Redens und Miteinander-Umgehens. *Alexander Foitzik*